

# In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ◆

Nr. 31.

Posen, den 8. Februar 1928.

2. Jahrg.

Copyright by Carl Duncker Verlag, Berlin W. 62, Keithstr. 5.

## Der bezwungene Tod.

Roman von August Allan Hauff.

18. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Bransen verließ den Bahnhof und war in Wien. Einen Augenblick lang hatte er das Gefühl, als wenn die steinernen Leiber der Geschäftspaläste schwankten und auf ihn herabzustürzen drohten. Prasselnder Regen klatschte auf den Asphalt und durchnässte seine Kleidung.

Ein längst entwöhnter Lärm, der Lärm der Großstadt, drang zuckend und fiebernd aus allen Straßen und stürzte sich über ihn. Die Scharen von Menschen, welche wie eine Wolke die Straße verdunkelten, flößten ihm Angst ein. Die Glühbäche von Licht, die sich aus den Fenstern stürzten, blendeten seine Augen. Er klebte an den nassen, überschwemmten Straßen, er aß stehend zu Mittag, trank Kaffee. Sobald er stehen blieb, überkam ihn ein Schwindelgefühl, und so ging er immer weiter. Der Schreck weckte ihn aus seinem Trott. „Was hast du in Wien zu suchen?“ flüsterte eine Stimme in ihm. „Warum bist du hier? Wer hat es dir befohlen?“

Bransen begegnete sich selbst. Der gezeichnete Kopf des ehemaligen Bransen sah von der Litzkafssäule auf ihn herab. Darunter stand: „Fünftausend Dollar!“ Ja, der Kopf, den er trug, war eine hübsche Summe wert. Er begegnete sich zum zweiten Male. Diesmal hing das Plakat in nächster Nähe einer Polizeibehörde. Er sah mit einem Blick auf das Bild, mit einem anderen Blick auf zwei Beamte, die vor dem Amt auf und ab gingen. Er streifte dicht an ihnen vorbei, und obwohl sie ihn ansahen, verzogen sich ihre Mienen nicht. Als Bransen aus ihrer Nähe war, hatte er die größte Lust, sich umzudrehen und sie zu verhöhnen. Er ging schnell weiter und hatte an der nächsten Ecke eine abermalige Begegnung mit sich. Er stand vor einer Schaufensterauslage und sah in vier verschiedene Spiegelscheiben, und in jedem Spiegel stand er selbst. Er sah sich von der Seite, von hinten, von vorn. Was war aus ihm doch für ein großer, breiter, rotbackiger Kerl geworden! Ihm fiel nicht weiter auf, daß seine Kleidung unmöglich war; er war noch wie ein Fischer angezogen, trug schwere Schafstiefel, einen alten wollenen Sweater und eine zusammengeflackte Hose, die ebenso wie sein Jackett verrottet war. Eine Schirmmütze vervollständigte seine Ausstattung. Das war alles.

Bransen suchte das Arbeiterviertel auf; es war ihm unbehaglich, an Villen und vornehmen Mietshäusern vorüberzugehen. Er entdeckte eine Höhle mit der Aufschrift „Hotel“, trat ein und mietete ein Zimmer.

Er verbrachte den ganzen Abend in Restaurationslokalen. In einem minderwertigen Lokal traf er ein Mädchen, das einen Gassenhauer sang. Die kleine Blondine trug lediglich ein gelbes Höschen; sie hatte anmutige Anabenhüften und teuflisch geschwungene Augenbrauen. Bransen traktierte sie mit Getränken; sie setzte sich in dem Zustand, in dem sie sich nun mal befand, an seinen Tisch zum Neid der anderen Gäste und verriet ihm mit ihrer kleinen hübschen Stimme, daß sie Peggy

hiesse. Sie rauchte eine Zigarette und fand Gefallen daran, ihr Körperchen von Bransen bewundern zu lassen.

„Bistst du Wein trinken, Peggy?“ fragte Bransen.

„Eierkognak, wann i bitten dürft!“ erwiderte sie.

Peggy hatte eine Vorliebe für Eierkognak, das zeigte sich den ganzen Abend. Bransen ließ sich von ihr in mancherlei geheime Stuben führen; er hatte keine andere Absicht, als sich zu betrinken und statt der grauen Wirklichkeit etwas Gefälligeres vor sich zu sehen. Peggy beobachtete heunruhigt, wie viel er trank. Aber dieser Mensch schien nicht umzuwerfen zu sein. Bransen wurde mit der Zeit immer nüchterner; je mehr er trank, desto klarer wurden seine Gedanken. Augenblicklich befand er sich in einem Salon einer vierten Etage; es war das „chinesische Zimmer“ einer Vermieterin für Stunden; mit billigen, bunten, auf Stroh gemalten Bildern drapiert, mit Lamptons aus rosa Papier und zinnoberrotgestrichenen Stühlen. Auf einem Regal stand ein fahler, unechter Buddha mit feistem Gesicht und einem Heiligenschein.

Bransen war von einer trüben Nachdenklichkeit besetzt. Ihm fehlten die rauhe Stimme Herolders, die sinnlichen Augen Kasaellas. Ihm fehlte die Domino-Partie mit Crivelli. Er sah auf den Buddha, und er sah auf Peggy; seine Umgebung war schlimmer als die Wirklichkeit, der er aus dem Wege gegangen war.

„Wie lange bleibst du in Wien?“ fragte Peggy, die vergebens versuchte, ihn aufzuheitern. „Vielleicht ist er unglücklich verheiratet,“ dachte sie. „Vielleicht hat er eine Geliebte, die ihn quält.“

„Ich bleibe nur einen Tag in Wien,“ entgegnete Bransen, und das war die Wahrheit. Er hatte nicht die Absicht, nur einen Tag länger zu bleiben, als nötig war. Er hatte vor, was er schon seit Monaten plante: sich gewisse Papiere, Aufzeichnungen aus seinem Studierzimmer zu verschaffen und sich irgendwo in einem menschenleeren Nest anzusiedeln und zu arbeiten. Der Gang in seine Wohnung stand ihm bedor. Er trank nur deswegen, um sich Mut zu machen. Und fand diesen Mut nicht. Es war eine gewagte Sache. Aber von den Papieren hing seine weitere Arbeit ab; ohne die Papiere konnte es jahrelang dauern, bis es ihm gelang, die Lösung seines Serums wiederherzustellen. Peggy schmiegte sich an ihn, setzte sich auf seinen Schoß und umkostete seinen Hals; das rosa Licht brannte in seine Augen. „Wenn Brid noch da wäre, so bestände vielleicht eine Hoffnung,“ dachte er und stand plötzlich auf, so daß das junge Mädchen fiel; er hatte sie ganz vergessen. „Ich gehe jetzt,“ sagte er, indem er sie vom Boden aufhob. „Du wartest auf mich. In einer Stunde bin ich zurück.“

Bransen ging den gefährlichsten Gang seines Lebens; rosa Reflexe vor den Augen irritierten ihn. Er fuhr den ersten Teil des Weges mit der Straßenbahn, dann stieg er aus und ging zu Fuß. Die Papiere waren wohl das Risiko wert, das er auf sich nahm. Er war sich der Gefahren bewußt und marschierte, seine Nerven zusammenhaltend, auf seine frühere Wohnung zu.

Bransen stieg den dunklen Dienstbotenaufgang hinauf und drückte sich gegen das Geländer. Die Treppe knarrte. Er schloß die Eingangstür zu seiner Wohnung auf; er überlebte eine Sekunde lang und trat dann



hinein. Im Vorzimmer war es sehr dunkel; leise, auf den Zehen, schlich er an die Tür des alten Dieners und horchte. Er klopfte an. Es antwortete niemand, und er wartete noch ein paar Sekunden. Dann trat er ein. Das Zimmer war leer. Es stand kein Bett, kein einziges Möbelstück darin. Er ging auf den Flur zurück und suchte den elektrischen Schalter. Er fand ihn, aber das Licht versagte. Es mußte in der Leitung etwas nicht in Ordnung sein, oder die Birnen waren herausgeschraubt. Es war so still, daß er sein Herz pochen hörte; die Ruhe war unheimlich. Er entzündete ein Streichholz und schlich sich vorwärts; mit dem flackernden Holz in der Hand ging er zum Studierzimmer. Bransen taumelte zurück. Auch dieses Zimmer war leer, ausgeräumt, an den Wänden hingen Tapetenfetzen herab, es roch nach Meißter. Bransen begriff. Der Staat hatte die Wohnung beschlagnahmt, sein Eigentum weggeschaffen lassen. In diesem Augenblick sah er von neuem seine Zukunft zertrümmert; dieser Augenblick war in Wahrheit um vieles fürchterlicher als der, in dem er Liane von Janotta erblickt hatte.

Bransen wandte hinaus. Er verschloß die dunkle, leere Wohnung. Er stieg hinab und hatte das Gefühl, als Leichnam in die Gruft versenkt zu werden. Als Toter kehrte er in das chinesische Zimmer zurück, zusammengesunken, ein Greis.

Er redete irre, er redete so dummes Zeug, daß sich Peggy vor ihm fürchtete. „Was hast du?“

Bransen machte eine matte Bewegung mit dem Kopf. „Nichts,“ flüsterte er. Er klatterte am ganzen Körper. Mit bebenden Händen goß er ein Glas „black and white“ zusammen.

Bransen stand auf der Straße und verabschiedete sich, den Kopf leicht geneigt, fahl, mit kranken Augen. Gelbe, dürre Blätter wirbelten um seine Füße. Als ihm Peggy beruhigend über die Hand strich, lachte Bransen — ein krankes, kindisches Lachen, das Peggy noch am nächsten Abend in den Ohren klingen hörte. — Bransen blieb ununterbrochen zwei Tage auf seinem Zimmer. Er aß nicht und schlief nicht. Mehrere Male schloß die Wirtin zu ihm, doch er öffnete nicht die Tür. Am dritten Tag verließ Bransen den Gasthof. Es erging ihm wie an jenem kritischen Tag in Chioggia; er hörte nicht mehr auf seinen Verstand, er ließ sich von seinen Instinkten leiten.

Bransen wanderte solange, bis er aus Wien heraus war. Ursprünglich hatte er die Eisenbahn benutzen wollen, doch er zog es vor zu marschieren. Er wanderte drei Tage durch den prasselnden Novemberregen über aufgeweichte Landstraßen. Schmutzbedeckt mit zerissenen Stiefeln, kam er an ein Bauernhaus, und die Leute wichen vor ihm zurück. Er war eine wandelnde Säule von Schmutz. Er bat mit schwacher Stimme um etwas Brot; man gab ihm zu essen, und er fraß eine geschlagene Stunde lang. Er bezahlte, dankte und ging weiter.

Mitten im Wandern bemerkte er, daß ihm die Gegend bekannt vorkam; der gelbe, nasse Wald, auf den er sah, war ein alter Freund. Nun trennten ihn nur noch ein paar Stunden von seinem Ziel. Er ging immer schneller und rastete nicht mehr.

In der Ferne tauchte ein Haus auf, zu dem der schnurgrade Weg führte. Dies Haus war umzäunt von hohen, dunklen Wäldern; es waren die Wälder seiner Heimat. Gegen diesen mächtigen Hintergrund schien das Haus wie eine Ritze zu sein, noch winziger.

Mein Gott, hier hatte er seine Kindheit verbracht. Warum sah ihn jeder Stein so sonderbar an? Warum starrete jeder Baum auf ihn? Warum knisterte es in den weiten Wiesenflächen? Im Hause brannte ein einziges Licht; es schielte wie ein Auge zu ihm hin. Dieses Licht aber brannte in dem Zimmer, das er als Junge bewohnt hatte.

Die Dämmerung hing in den Bäumen; es war noch früh am Nachmittag, doch schon dunkel. In den Nebel-

schleiern tauchte seine eigene Jugend auf; ein erster frühreifer, langaufgeschossener Junge war es, in dem er sich wiedererkannte. Oft nahm ihn der Vater auf die Jagden mit, aber in den grünen rauschenden Wäldern sehnte er sich nur nach seinem Zimmer. Schon als Junge hatte er sich mit Chemie beschäftigt, und sein Vater hatte ihm ein kleines, primitives Laboratorium eingerichtet, in jenem Zimmer, aus dem jetzt das Licht brannte.

Bransen setzte seinen Weg fort. Ungepflegt, romantisch, wucherten die Gräser um ihn. Ach, damals hatte er nicht geahnt, daß er geschlagen, vernichtet hierher zurückkehren würde. Ein einziges, beschriebenes Stüdchen Papier fehlte ihm, und dies Papier wurde zu seinem Mörder.

Vor dem Haus ging eine Gestalt auf und ab; Bransen erkannte in dem alten Mann seinen Vater. Der alte Mann blieb plötzlich stehen und sah den Weg hinunter; er versuchte wohl, den sich ihm nähernden Mann zu erkennen. Bransen sah, daß sein Vater grau und düster geworden war; das heitere, wetterfeste Jägerantlitz war einer vergrämten Miene gewichen. Ja, dies war Philipp Bransen, der seinem Sohn langsam entgegenging, mit ausgebreiteten, bebenden Armen.

„Christian,“ sagte der alte Mann.

Bransen vermochte nichts zu erwidern. Stumm drückte er die Hand seines Vaters.

Der alte Mann sagte: „Ich habe gewußt, daß du kommst. Ja, Christian, ich ging eben aus dem Hause, von einer Ahnung getrieben. Ich sagte deiner Schwester: „Mir ist, als wenn er käme,“ und ich nahm meinen Hut und wollte dir entgegengehen.“ Er sprach sehr leise, flüsterte fast, aber aus seiner Stimme, aus seinen Augen sprach so viel Güte, daß über seinem ganzen Gesicht ein Schimmer der Verklärung lag. „Christian, du mußt ja in deiner Not zu deinem Vater zurückfinden. Du mußt ja kommen, Christian! Das habe ich mir seit dem Tage deines Unglücks gesagt; seitdem habe ich auf dich gewartet.“

Bransen nickte stumm.

Die Blide seines Vaters waren auf sein Aeußeres geheftet. Diese Blide taten ihm weh. Es waren Blide, die sich durch die Kruste des Schmutzes bohrten und in seinem Herzen kühlten.

„Du hast einen langen Weg hinter dir, mein Sohn.“

„Ja, es war ein scheußlicher Weg, die Straßen waren überschwemmt.“

„Aber du bist sie doch gegangen,“ sagte der alte Mann mit leuchtenden Augen.

Bransen erwiderte: „Ich bin sie gegangen, weil die Notwendigkeit mich zwang. Laß mich ehrlich sein. Ich wäre nicht gekommen, wenn nur ein einziger Hoffnungsstrahl geblieben wäre.“

Während der alte Bransen seinen Sohn in das Haus führte, hatte er den Arm um ihn gelegt und sagte milde: „Laß uns von alledem erst später sprechen, Christian. Ich möchte, daß wir eine Stunde so sorgenlos, wie es möglich ist, beisammen sind.“

Sie saßen in jenem dunkelgetäfelten Raum, den Bransen so gut in der Erinnerung hatte. Sie saßen sich eine Stunde gegenüber, aber sie waren nicht sorgenlos. Keiner hatte die Kraft, sich zu verstellen. Sie sprachen von belanglosen Dingen, und ihre Gedanken waren anderwärts. Nach dieser stillen traurigen Stunde sagte der alte Mann: „Du mußt nun deine Schwester begrüßen, Christian.“

„Ja,“ entgegnete Bransen. „Wo ist Ruth?“

Ruth teilte den Vorhang auseinander und ging mit jungen, schnellen Schritten auf ihn zu. Ihr schöner, beherrschter Mund lächelte. Unsichtbar für Bransen kämpfte sie gegen Tränen an, während sie ihn fröhlich und mit einem kräftigen Händedruck willkommen hieß. „Guten Tag, Christian, wie geht es immer?“

(Fortsetzung folgt.)



# Mili, Mili, allee Doria!

Von Hans Siemsen.

Nicht immer findet man den Frühling, wo man ihn sucht und wo man ihn, dem Baedeker zufolge, finden mußte. Es ist kalt in Marseille! Der Mistral-Wind, der „Wolkenjäger“ weht. An die Riviera! Aber auch an der Riviera ist es plötzlich wieder kalt, mitten im Vorfrühling. Genua! Der Nordwind schüttelt die Palmen und legt abgerissene Gulalpius-Aeste durch die Straßen. Ich kann nicht den ganzen Tag in meinem Hotelzimmer sitzen. Ich will mir einen Vog-Abend ansehen.

Vogzen halten Sie für was? Ich will Ihnen was sagen: Sämtliche Erziehungsmethoden, die die wohlblöbliche Menschheit angewandt und anwendet, um ihre geliebten Kinder auf den gefestigten stabilisierten „Lebenskampf“ vorzubereiten, sind (auch wenn es ohne Prügel abgeht) bedeutend „roher“ und bedeutend ungesund als das viel gelästerte Vogzen. Glauben Sie's mir! Ich habe es an meiner eigenen sogenannten Seele erfahren. Vogzen hat noch keinem gefunden, jungen Mann geschadet. Manches andere hingegen kenne ich, was ihm geschadet hat. — Also auf in den Vog-Abend!

„Mammeli!“ ruft mein kleiner Keffe seine Mutter. — Und „Mammeli“ heißt der Sportklub, der den Vogabend veranstaltet. Der Saal, in dem die Sache vor sich geht, ist nicht ganz leicht zu finden. Als ich aber einem Kolligisten auseinandersetze, daß es sich um einen Vogabend handelt, ist er ganz begeistert und würde mich am liebsten selbst hinführen. In einer dunklen Gasse: eine Art Turnhalle, eine nach Kriegervereinsmanier dekorierte Scheune. Der teuerste Platz kostet nur wenig mehr als eine Marl. Wie aus den Zeitungen hervorhebt, sind unter den Vogzen — aber ich will hier keinen Sportbericht verfassen. Ich will nur von dem hübschesten Kampf des Abends erzählen. Es war zugleich der schlechteste. Zwei richtige Jungen stehen da oben: vierzehn oder fünfzehn, höchstens sechzehn Jahre alt. Amateurvogzen, wie alle Vogzen des Abends. Sie können wirklich herzlich wenig. Es ist weniger ein Vogkampf als eine Pauerei. Aber es ist die anmutigste Pauerei, die ich in meinem Leben gesehen habe. So anmutig und niedlich, wie eine Pauerei überhaupt nur sein kann. Die beiden sind zwei kleine Schönheiten mit schlanken braunen Körpern und dunklen Feueraugen unter schwarzen Waden. Wenn ihnen etwas mißlingt (und es mißlingt ihnen ziemlich häufig was), dann lächeln sie sich freundlich und verlegen an. Aber wenn sie auch manchmal lächeln, so nehmen sie doch ihre Sache bitter ernst und beißen die Zähne zusammen und gehen wild aufeinander los. Und als ihre drei Runden um sind, sehen sie beide mit angstvoller Spannung nach den Punktrichtern. Wer hat gesiegt? Der Hübscheste hat gesiegt! Und er springt auf und läuft glückstrahlend auf den anderen zu, der ein bißchen traurig aussieht und auf einmal feuchte Augen hat, und umarmt ihn und gibt ihm auf jede Wade einen Kuß. Und das Publikum applaudiert begeistert und gerührt.

Ich hatte gehört, das italienische Sportpublikum sei sehr leidenschaftlich und aufgeregter und begleite alle Wettkämpfe mit unpassendem Lärm. Hier war davon gar nichts zu bemerken. Alles ging sehr friedlich und gesittet zu. Aber am Sonntag war ich beim Fußballspiel. Mein Gott, da war's allerdings ein bißchen anders!

Etwa zwölft- bis fünfzehntausend Zuschauer umstehen dicht gedrängt den Platz. Was ist denn das für ein finster-rotes Gebäude? Ein Gefängnis? Oh! Und das? Eine Kaserne? Überall sehen sich Wirtshauslandschaften so ähnlich! Riviera? Palmen? Mittelmeer? Auch hier gibt es Gefängnisse. Auch hier gibt es Kasernen. Mehr vielleicht als anderswo. Cool hat sie aber nicht aufgenommen, in seinen Reise-Plan.

Wer spielt denn heute? „Doria“ und „International“, die beiden „Rivalen“ Genuas. Donnerwetter, was für ein Tempo! Anders als bei uns! Alles ist auf Lauf, auf Kampf, auf Tempo eingestellt. Da — da! beinahe ein Tor! Und nun geht's los.

Es gibt natürlich zwei Parteien. Jede hat ihren bestimmten Ruf. Und schon in den ersten Minuten setzt ein Sturm von Rufen und Gegehrten ein, der fast alle Aktionen der Spieler begleitet und bis zur letzten Minute nicht nur anhält, sondern sich immer mehr steigert. So anstrengend der Match für die Spieler sein mag, so anstrengend ist er auch für die Zuschauer. Wenn „Doria“ angreift, läuft ein gellendes „Mili, Mili! allee Doria“ mit dem Angriff die Reihen entlang. Sind die „Internationali“ an der Reihe, so gellt, schreit, brüllt, heult es aus tausend Röhren: „Chi, chi, chi! Alala, allala!“

Ob wir warm werden? Wir werden warm! Vergessen Gefängnis, vergessen Kaserne, vergessen der Nordwind, der über Me Derge weht!

Im allgemeinen wird hart, aber fair gespielt. Nun gibt es einen Zwischenfall, einen, ehrlich gesagt, recht häßlich beginnenden Zwischenfall. Ein Spieler tritt den andern, der ihn (unabsichtlich) zu Fall gebracht hat und mit ihm gefallen ist, voller Wut in den Bauch. Und nun setzt ein solcher Höllenlärm ein, wie ich ihn wohl noch nie in meinem Leben gehört habe. (Auch ich war doch im Kriege!) Tausend Röhren rufen, schreien, brüllen — Pfiffe heulen durch die Luft. Man schreit den Schiedsrichter, die Spieler, sich gegenseitig an. Niemand kann sein eigenes Wort verstehen. Auf den Tribünen, wo die „besseren“ Leute sitzen, geht es am tollsten zu. Vornehme Herren schreien sich, blau vor Wut, Barmwünsungen ins Gesicht. Man wirft mit Apfelsinen nach dem Schiedsrichter. Frauen kriegen Schreitkrämpfe. Und man denkt

jeden Moment: Jetzt wird ein Messer gezogen, jetzt fällt ein Schuß! Währenddessen laufen Schiedsrichter, Spieler, Klubmitglieder durcheinander, reden, schreien aufeinander los. Das Spiel stockt fürsich. Schon zehn Minuten — und noch immer derselbe Höllenlärm. Da plötzlich geht der mißhandelte Spieler, der sich inzwischen erholt hat, auf den Missetäter zu, schiebt die schreienden, gestikulierenden Menschen beiseite, umarmt den Gegner, läßt ihn auf beide Waden und schüttelt ihm die Hand. Pause! Nur ein paar versätselte Stimmen gellen noch weiter. Und dann setzt ein allgemeiner großer Jubel ein. Alles Naßsch, ruft Beifall, feiert Versöhnung, überall sieht man Umarmungen, und das Spiel geht weiter, als ob nichts gewesen wäre.

2:1 steht das Spiel für „Doria“. Da, zehn Minuten vor Schluß, gleichen die „Internationali“ aus. 2:2. Also unentschieden? Das kann, das darf nicht sein. „Doria“ will, soll, muß siegen! Man hört nur noch die Freunde der „Doria“: „Mili, Mili! allee! allee! Abanti! abanti, sforza Doria!“ Das sind keine Zuschauer mehr, das sind rasende Derwische. Und wirklich: es ist, als ob die Besessenheit auf die Spieler überprägelte! Die „Doria“-Freunde haben die Freunde der „Internationali“ überschrien. Und die „Doria“-Spieler überspielen die Spieler der „Internationali“. War das ganze Spiel schon schnell, jetzt ist es eine Raserei. Es gibt keine Müdigkeit, kein Ausruhen, kein Atemholen, kein Hindernis. Wieder und wieder wird der Ball nach vorn gebracht — Schuß! — Vorbei! Neben mir fällt ein eleganter junger Mann auf die Knie, betruzigt sich, reißt die Arme gen Himmel: „Madonna mia!“ und hinterher einen Fluch — oder Segenswunsch, den ich nicht verstehe. Niemand lacht, niemand kümmert sich um ihn. „Mili! Mili! Doria! Doria!“ Schuß auf Schuß hageln die Bälle ums Tor herum. Der Torwächter der „Internationali“ weht sich wie ein Löwe. Er springt, fliegt, schwebt durch die Luft, kriecht, rutscht auf den Knien, auf den Händen, auf dem Bauch. Seine Knie, seine Hände, sein Gesicht, verschrammt vom harten Boden, bluten. Er ist fabelhaft! Aber er ist auch nur ein Mensch — endlich, endlich sßt der Ball im Netz: 3:2!

Die Sieger umarmen sich, schlagen Kobolz, tanzen einen Siegestanz. Ihre Anhänger rasen, brüllen, pfeifen, schreien. Der arme kleine Torwächter, der doch alles getan hat, was menschlich möglich war, liegt auf der Erde, die Hände vors Gesicht geschlagen und weigert sich aufzusehen. Ein Bild des Jammers und des Heroismus. Das alte, so viel gepriesene, stolze Wort unserer Vesehüder, das bewunderte „Wanderer, kommst du nach Sparta“ — hier am Sonntag nachmittag auf dem Fußballplatz in Genua, hier ist es zu erleben.

Lächerlich und theatralisch und Sportspielerei? Vielleicht! Und Gefängnisse und Kasernen bleiben bestehen. Und auch der Nordwind weht noch immer. Aber warm geworden ist uns doch!

## Ist die Tuberkulose heilbar?

Von Dr. med. Gerhard Frobenius.

Wenn der Arzt einem Patienten sagt, er habe Lungen-tuberkulose, so bedeutet das für den Kranken meistens einen gewaltigen Schreck. Mit dem Wort Tuberkulose verbindet der Laie für gewöhnlich in seiner angstvollen Vorstellung eine geheimnisvolle, tödlich dahintraffende Krankheit. Der Arzt ist beigegeben in einer präkären Situation. Denn vermeintlich er dem Patienten den wahren Namen seiner Krankheit, so wird er nicht erreichen, daß seine Behandlungsvorschriften innegehalten und sorgfältig beachtet werden; sagt er dem Kranken aber die richtige Diagnose, so setzt er ihn der Gefahr einer oft recht heftigen Gochwirkung und einer niederdrückenden Stimmungslage aus. Es ist daher das einzig Richtige, die Kenntnis von dem wahren Charakter der Tuberkulose in weitesten Volkskreisen zu verbreiten. Zunächst ist ausdrücklich zu betonen, daß zwischen Tuberkulose und Schwindfucht, die oft für dasselbe gehalten werden, ein großer Unterschied besteht. Unter Schwindfucht sind nur die allerleichten Erstadien der Lungen-tuberkulose zu verstehen, die in ihren Anfängen durchaus nicht unheilbar ist. Das hervorzuheben, ist außerst wichtig, denn sehr viele Patienten fassen die Diagnose Tuberkulose gleichsam als Todesurteil auf. Das ist von Grund aus falsch. Bei frühzeitigem Einsetzen einer zweckmäßigen Behandlungsweise ist die Tuberkulose fast mit Sicherheit gänzlich auszuheilen.

Es ist meistens nicht bekannt, daß ungefähr 95 Prozent aller Menschen in ihrer Jugend tuberkulös gewesen sind. Bei den heutigen Lebensverhältnissen, besonders in der Großstadt, ist die Ansteckungsgefahr durch die Zusammenpackung vieler Menschen auf einen Raum und durch die starke Staubentwicklung eine derartig große, daß sich beinahe im Körper eines jeden Menschen die Tuberkelbazillen einmal festsetzen. Diese Erkrankung der Jugend bedeutet nun den besten Schutz vor einer Wiedererkrankung im späteren Lebensalter. Nur die Wenigsten sterben an dieser frühzeitigen Ansteckung; bei der Mehrzahl der Menschen bilden sich im Gegenteil spezifische Schutzkräfte aus, die zur Abheilung dieser ersten Ansteckung führen und gleichzeitig Schutz für die künftige Zeit verleihen.

Dieser sogenannte Immunitätszustand, der lange Jahre hindurch nachwirkt, ist eine gute Schutzwehr, falls späterhin doch noch mal eine Ansteckung erfolgt. Allerdings darf der Kranke nicht erst, wenn er bereits Monate und Jahre lang hustet und Auswurf hat, zum Arzt gehen! Je frühzeitiger die Be-



Handlung bei einer Tuberkuloseerkrankung einsetzt, desto günstiger sind die Aussichten für die Ausheilung. Nur wenn die Tuberkulose vernachlässigt oder falsch behandelt wird, entsteht aus ihr die Schwindsucht. Dem Arzt, der öfters Tuberkulose behandelt, passiert es ihm immer wieder, daß entrüstete Verwandte zu ihm kommen, die ihm Vorwürfe machen, weil er dem Kranken gegenüber von Tuberkulose gesprochen hat. Es ist aber ganz falsch, immer nur von harmlosen Lungenkatarrhen, leichten Spitzen-erkrankungen usw. zu sprechen, wie man das stets wieder zu hören bekommt, sondern man soll das Kind beim richtigen Namen nennen, d. h. als Tuberkulose bezeichnen, was Tuberkulose ist, damit der Kranke, der trotz ärztlicher Behandlung oft gar nicht weis, was ihm fehlt, nicht leichtsinnig wird.

Erst der Kranke, der fest von der Heilbarkeit seiner Krankheit überzeugt sein darf, wird die richtige Einstellung zu ihr finden und nicht zusammenbrechen unter der Tatsache, daß er tuberkulös ist. Ist er's, er wird nicht leichtfertig sein und nicht vorzeitig resignieren, weil er doch unheilbar feil. Er wird den nötigen Gesundheitswillen aufbringen, der bei einer so langwierigen Krankheit wie der Tuberkulose unumgänglich notwendig ist.

Der Gesundheitswille ist das Wichtigste bei der Behandlung jeder Krankheit, und nach seinem Vorhandensein und seiner Stärke richten sich die Erfolge der Behandlung. Erst in zweiter Linie kommen die vielen Tropfen, Pillen und Spritzen in Betracht. Soll der Gesundheitswille erstarren, so müssen die falschen Vorurteile fallen und die Gewißheit von der Heilbarkeit der Tuberkulose in weitesten Kreisen verbreitet werden. Der Kranke muß zu diesem Zweck lernen, nicht als Rücksichtslosigkeit zu betrachten, was nur zu seinem Vorteil gesagt wird!

## Gedenktage.

8. Februar.

Zum hundertsten Geburtstag Jules Vernes. Die technischen Errungenschaften der letzten Zeit haben viele von den kühnsten Phantasien der Dichter vergangener Epochen erreicht und überflügelt. Und doch bleibt der Reiz phantastischer Romane, wenn die schöpferische Phantasie des Dichters sich mit einer gestaltenden Kraft vereint, die groß genug ist, uns noch heute in den Bann jener erdichteten Welt zu zwingen. Das trifft zweifellos für manches Werk von Jules Verne zu, wenn auch das, was der Franzose stofflich als unerreichbare Phantasie seinen Lesern vor Augen zauberte, heute lächelnd hingenommen werden mag — heute, obwohl erst 100 Jahre seit Jules Vernes Geburt vergangen sind. In Nantes ist Verne am 8. Februar 1828 geboren. Seinen ersten größeren Erfolg erzielte er 1863 mit dem Roman „Fünf Wochen im Ballon“. Jahr für Jahr folgten dann weitere Romane, in denen er Wunder der Naturwissenschaft und Technik mit abenteuerlichen Menschenschicksalen verknüpfte. Am bekanntesten wurde, mindestens in Deutschland, sein Roman „Die Reise um die Welt in achtzig Tagen“, der 1873 erschien und alsbald auch dramatisiert wurde. Dieser Roman mit den prächtigen Gestalten des Phileas Fogg und seines glorreichen Dieners Passepartout ist noch heute ganz lebendig. Jules Verne starb am 26. März 1905 in Nantes.

### Jules Verne.

Anekdoten zu seinem 100. Geburtstag am 8. Februar.

Jules Verne, der in seinen phantastischen und abenteuerlichen Erzählungen alle Länder der Erde treffend zu schildern verstand, ist selbst nicht viel gereist und nur wenig in der Welt herumgekommen.

„Sie reisen nicht, Sie sitzen ständig in Paris, wo nehmen Sie nun all den Stoff zu Ihren Büchern her?“ fragte ihn einmal ein Besucher.

„Ich reise nicht? Sie irren! Ich mache weite Reisen mit meinem Segler!“ erwiderte der Dichter.

„Sie besitzen ein Segelschiff? Davon habe ich nie gehört. Wie heißt es denn?“ war die Frage.

„Phantastie,“ entgegnete Verne trocken.

Verne liebte hitzige Auseinandersetzungen im Preise seiner Freunde. Mit allem Vorbedacht warf er die unwahrscheinlichsten Behauptungen in die Debatte. Im Kampfe der Geister hin und her gewendet, nahmen diese an sich schon ungewöhnlichen Ansichten dann oft geradezu groteske Formen an, und Verne zog den Nutzen daraus, indem er das Gehörte in seinen Büchern zu abenteuerlichen Phantasien über Technik und Naturwissenschaften gestaltete.

„Diesmal werde ich das Ergebnis unserer Debatte drucken lassen!“ rief einmal sein Freund Verillon.

„Tue das nur,“ erwiderte Jules Verne eifrig, „Du wirst schon sehen, wie schlagfertig ich dann Deine Ansichten als gänzlich veraltet abtun werde!“

Einmal wurde Verne gefragt: „Was arbeiten Sie jetzt, Meister?“

„Ich konstruierte Brücken!“ erwiderte Verne.

„Ich bin erstaunt! Sind Sie denn auch Ingenieur?“

„Hören Sie, sagte Verne,“ es springen in der Menge oft Gedanken auf, die dem Dichter den Anfang eines Werkes bedeuten. Leicht findet sich dann die Eingebung, wie der Schlusspunkt zu ge-

stalten sei. Zwischen beiden Polen aber die solide Brücke stürzender Ereignisse und Begebenheiten zu schlagen, das ist des Dichters eigentliche Arbeit. Eine Pferdebearbeit!“

Das Urbild jenes englischen Gentleman Phileas Fogg, den Verne in seiner bekanntesten Erzählung die Reise um die Welt in 80 Tagen machen läßt, war ein in Paris lebender Engländer, den er dort zufällig kennen lernte. Dieser reiche Engländer hatte den Spleen, alle seine täglichen Verrichtungen in einer Reisedzeit zu erledigen. Wenn er z. B. die kurze Strecke von Paris nach Versailles fuhr, so geschah das stets in rasender Eile mittels einer Art Relaispost, die unterwegs dreimal die Pferde wechselte. Dadurch kam Jules Verne auf den Gedanken, diesen spleenigen Engländer einmal eine Weltreise um die Welt machen zu lassen.

Höllisch war die Fronte, mit der Jules oft neugierigen Fragern zu antworten pflegte.

„Warum ließen Sie Ihren Phileas Fogg in genau 80 Tagen um die Erde reisen?“ wollte jemand wissen.

„Ich bin so entsehrlich abergläubisch,“ erwiderte Verne. „Nur die 8 und die 0 sind Zahlen, bei denen der Anfang stets in das Ende zurückkehrt, wenn man sie wieder schreibt. Nur wenn ich diese Zahlen nahm, hatte ich also die Gewähr, den Phileas Fogg an seiner Weltreise zurückkehren zu sehen. Gätte ich mir vorgenommen, ihn die Reise in beispielsweise 79 Tagen machen zu lassen, so wäre er unterwegs sicher ein Opfer seiner zahlreichen Abenteuer geworden.“

Als von Jules Verne einmal lange kein Buch mehr erschienen war, fragte ihn jemand, womit er sich denn jetzt beschäftige oder ob er eine Ruhepause eingeschaltet habe.

„O nein,“ antwortete Verne, „ich bin sehr fleißig. Denn sehen Sie, nicht nur die Fingernägel und das Haupthaar lasse ich mir wachsen, sondern auch den Bart.“

## Aus aller Welt.

**Eigenheim und Abzahlung.** Er ist Angestellter in einer Stadt im Westen von Amerika mit einem Gehalt von 100 Dollar im Monat, sie verdient mit Stundengeben 40—50 Dollar. Sie wollen heiraten. Aber nicht etwa in einem oder zwei möblierten Zimmern wollen sie ihre Ehe beginnen, nein, im eigenen kleinen Haus. So sparen sie, bis sie 500 Dollar zusammen haben, und nun können sie an ein Haus und sogar an ein Auto denken. Das scheint unwahrscheinlich. In Amerika aber ist es möglich — denn ganz Amerika lebt auf Abzahlung, baut auf Abzahlung und wird Besitzer von Grund und Boden auf Abzahlung. Wie diese beiden jungen Leute nun zu ihrem Haus, zu ihren Möbeln und zu ihrem Auto kommen, das wird ausführlich in einem reich illustrierten Artikel erzählt, den das „Illustrierte Blatt“, Frankfurt a. M., in seiner neuesten Nummer (Nr. 6) bringt. Das gleiche Heft enthält einen interessanten Aufsatz über die Möglichkeit, die Mächte der Kinder durch bestrahlte Milch zu bekämpfen, besonders interessant deswegen, weil die ganze Kur nur einen Kostenaufwand von wenig mehr als 3 Mark verlangt. Im weiteren Bilderartikel seien „Allah in Paris“, „Frauen, von denen man spricht“ und „In einer Sekunde siebenmal um die Erde“ genannt. Der amüsante Streit der französischen Wissenschaftler über die Echtheit der Funde in Glozel ist ausführlich behandelt, der bekannte Karikaturist Kelen hat eine Seite „Politischer Karneval“ gezeichnet. Porträts und Tagesereignisse sowie Humor und Rätsel sind wiederum ausgiebig vertreten. Das Heft ist von Anfang der Woche an überall für 20 Pfg. zu haben.

## Fröhliche Ecke.

**Der kluge Mann baut vor.** „Geben Sie mir bitte Verbandzeug, Watte, eine Flasche Ljol und etwas Jod.“ — „Am Gottes willen, Herr Schulze, ist denn was passiert?“ — „Nein, noch nicht, aber ich hab' mir ein Motorrad gekauft!“

**Ein Fehler!** Kunde: „Was kostet dieser Gut?“ — Verkäufer: „Zweieundzwanzig Mark!“ — Kunde: „Ja — der Gut ist ganz nett, hat aber keine Böcher.“ — Verkäufer: „Was für Böcher, wenn ich fragen darf!“ — Kunde: „Nun, die Böcher, durch die der „Dohse“, der einen solchen Gut kauft, seine Hörner stecken muß!“

**Instruktion.** Kaufmann (zum neuen Bekehrten): „Merken Sie sich, wir haben drei Sorten Eier: zu zehn, fünfzehn und zwanzig Pfennige! Die zu zwanzig sind ohne Ausnahme frisch, unter den zu fünfzehn können sich faule befinden und unter den zu zehn Pfennigen frische!“

**Falscher Verdacht.** „Ist der Papa zu Hause?“ — Nein, mein Herr, er ist gestern abend verreist.“ — „Er hat wohl eine Vergnügungsfahrt angetreten, wie?“ — „Nein, nein; er ist zusammen mit der Mama abgereist.“

**Vom Wohnungsamt.** Er: „Man hat berechnet, daß in zehntausend Jahren die Kohlenvorräte der Welt erschöpft sind.“ — Sie: „Wenn uns bis dahin das Wohnungsamt eine Wohnung besorgt haben sollte, dann lassen wir uns eben Zentralheizung legen.“

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Robert Ethra, Poznań.